

Samstagsinterview

«Wir haben bei Tätern einen blinden Fleck»

Agota Lavoyer Sexualisierte Gewalttaten seien keine Zufallsdelikte, sie hätten System, sagt Agota Lavoyer. Die Expertin wirft Männern vor, keine Verantwortung zu übernehmen.

Jessica King

Frau Lavoyer, Sie schreiben in Ihrem neuen Buch: Die Frage ist nicht, ob eine Frau je sexuell belästigt wird, sondern bloss wann. Ist das eine Zuspitzung, oder meinen Sie das genau so?

Wirklich genau so. Der Titel meines Buchs heisst auch: «Jede_Frau».

Hätten Sie nicht «fast jede Frau» schreiben müssen, um realistisch zu sein?

Diese Frage kam tatsächlich vor der Publikation auf. Ich habe aber auf dem Titel bestanden, weil ich überzeugt bin, dass es keine Frau – beziehungsweise keine weiblich sozialisierte Person – auf der Welt gibt, deren sexuelle Integrität in ihrem Leben nicht in irgendeiner Form verletzt worden ist.

Dann ist aber die Bandbreite sehr breit, was Sie unter sexualisierter Gewalt verstehen?

Ja. Viele haben hier eine sehr enge Sichtweise, denken vor allem an stereotype körperliche Übergriffe. Dabei ist jede Handlung, die die sexuelle Unversehrtheit eines Menschen verletzt, sexualisierte Gewalt. Es geht also nicht nur um die unerwünschte Hand auf dem Hintern, sondern auch um die anzüglichen Sprüche des Onkels am Familienfest, die genauso belästigend sein können.

Aber sollte man das wirklich vergleichen? Anzügliche Sprüche sind doch nicht gleichzusetzen mit Grapschen oder gar einer Vergewaltigung.

Einer meiner Hauptbotschaften im Buch ist, dass sexualisierte Gewalt ein Kontinuum ist. Es ist wichtig, zu verstehen, dass alle Formen Teil desselben Problems sind. Wir werden nie Vergewaltigungen abschaffen können, solange sexistische Sprüche im Alltag normal sind. Wir werden nie sexuelle Belästigung am Arbeitsplatz abschaffen können, solange es normal ist, eine Frau zu sexualisieren und zu objektivieren. Man kann diese Dinge nicht trennen, denn sie haben alle die gleiche Ursache.

Und die wäre?

Der Sexismus und die Frauenfeindlichkeit. Solange frauenfeindliche Botschaften an die

Schweizer Fachfrau für sexualisierte Gewalt

Agota Lavoyer (43) ist schweizweit eine der bekanntesten Expertinnen zum Thema sexualisierte Gewalt und lebt in Bern. Früher war sie unter anderem Beraterin und Leiterin von Opferhilfestellen in Bern und Olten, heute ist sie selbstständige Beraterin und Referentin. 2022 veröffentlichte sie das Kindersachbuch «Ist das okay?», ihr aktuelles Buch «Jede_Frau» ist am 21. Mai erschienen.

nächste Generation weitergegeben werden, wird es in der Schweiz auch sexualisierte Gewalt geben.

Aber verharmlost man eine Vergewaltigung nicht, wenn man sie in ein Kontinuum mit anzüglichen Sprüchen stellt?

Es geht nicht darum, dass Sprüche für die Betroffenen gleich schlimm wie eine Vergewaltigung sind. Sondern darum, dass es einen Zusammenhang gibt

«Buben werden so sozialisiert, dass sie denken, sie seien etwas Besseres.»

zwischen diesen Fällen. In der Öffentlichkeit herrscht leider immer noch das Narrativ vor, dass es einzelne gewalttätige Menschen gibt, bei denen man hinschauen und sie bestrafen müsste. Wie ein Harvey Weinstein. Dabei ist das Problem systematisch und viel grösser als diese Einzelfälle.

Sie nennen dieses System im Buch «Rape Culture». Worauf basiert diese?

Sie ist fest verwurzelt im Patriarchat. Und ich weiss, dass es Leute gibt, die jetzt die Augen verdrehen werden, weil man gefühlt schon wieder mit dem Patriarchat kommt. Aber es ist nun mal eine Tatsache, dass Männer in unserer Gesellschaft überlegen positioniert sind – sie sind häufiger in Machtpositionen, noch immer sind Güter und Infrastrukturen eher auf ihre Bedürfnisse zugeschnitten. Das heisst nicht, dass jede Frau in der Schweiz unterdrückt wird, nicht jeder Mann hat Macht. Aber es gibt – um den Männlichkeitsforscher Rolf Pohl zu zitieren – eine Kultur der männlichen Überlegenheit.

Und was hat diese Überlegenheit genau mit sexualisierter Gewalt zu tun?

Sie führt dazu, dass Buben so sozialisiert werden, dass sie denken, sie seien etwas Besseres. Dass sie Raum einnehmen dürfen und dass Dominanz, besonders über Frauen, eine entscheidende Qualität von Männlichkeit ist. Sie orientieren sich in ihrem Verhalten auch viel mehr an anderen Männern, denn sie wollen auf keinen Fall so sein «wie Mädchen». Gleichzeitig werden Mädchen so sozialisiert, dass sie ihrer Wahrnehmung nicht trauen können, weil sie vermeintlich zu empfindlich, kompliziert und irrational seien.



«Männergewalt ist ein Männerproblem»: Agota Lavoyer in Bern. Foto: Christian Pfander

Aber auch wenn gewisse Buben so sozialisiert werden – das heisst noch lange nicht, dass sie automatisch zu Tätern werden.

Aber was ist denn ein Täter? Der Begriff ist so schwer beladen. Ich glaube, es gibt kaum Männer, die noch nie eine sexuelle Grenze überschritten haben.

Moment, da muss ich Sie stoppen. Das ist ein heftiger Vorwurf.

Man muss das ganze Kontinuum anschauen. Einige würden vielleicht sogar zugeben, im Bett mal unsicher gewesen zu sein, ob die Frau die sexuelle Handlung wirklich will, aber trotzdem weitergemacht zu haben. Täter sind nicht nur diejenigen, die fremde

Frauen in der dunklen Gasse anfallen, sondern auch die, die wussten, dass die Freundin zu betrunken war, um zum Sex eindeutig Ja sagen zu können. Oder die ungefragt Dick Pics verschicken. Oder die heimlich ein Kondom entfernen.

Aber so stellen Sie Männer unter Generalverdacht.

Es kann ja nicht sein, dass schon so viele Frauen in der Schweiz vergewaltigt worden sind, dass jede Frau schon sexuell belästigt wurde, aber keine Männer Täter sein sollen. Wenn ich einen Vortrag halte und sage, alle sollen aufstehen, die eine Betroffene von sexualisierter Gewalt kennen, ist der ganze Raum auf den Füssen. Wenn ich frage, wer

Leitartikel

Zwiespältiges Privatisieren à la Pierre Alain Schnegg

Bern zeigt, wie Privatspitäler sinnvoll in die Versorgung eingebunden werden können. Allerdings muss die Politik demokratische Prozesse berücksichtigen.

Marius Aschwanden

Das Chaos ist perfekt. Nach ewigem Hin und Her um das Spital Zweisimmen kam SVP-Gesundheitsdirektor Pierre Alain Schnegg Anfang Jahr wie aus dem Nichts mit einer neuen Idee: Die öffentliche Betreiberin Spital STS AG soll den Standort im Simmental an die Medaxo-Gruppe übergeben. Eine Privatisierung, wie sie im Buche steht. Seit dieser Woche ist allerdings klar: Schneggs Plan funktioniert so nicht, die kantonale Finanzkontrolle hat grundlegende Vorbehalte. Sie spricht von einer Verletzung des Obligationenrechts, der Public-Corporate-Governance-Vorgaben sowie der Finanzkompetenz des Grossen Rats. Und sie zweifelt sogar daran, dass das Geschäftsmodell der Medaxo AG genügend ausge-reift ist, um im westlichen Oberland eine nachhaltige Lösung zu gewährleisten. Heute betreibt die Gruppe die Privatklinik Hohmad in Thun sowie verschiedene Arztpraxen.

Man ist versucht, zu sagen, dass Schnegg – wie schon oft – einfach ein wenig zu stark aufs Gaspedal gedrückt hat in der trägen Berner Verwaltung. Dass er im Eifer des Gefechts einen Finanzierungsplan für die Spitalübergabe entworfen hat, der nicht ganz wasserdicht ist. Doch so einfach ist es nicht. Offenbar wollte Schnegg wesentlich einen Parlamentsentscheid umgehen. Zu diesem Schluss jedenfalls kommt die Finanzkontrolle. Gemäss eige-

Voraussetzung ist, dass alles transparent abläuft und das Recht eingehalten wird.

nen Angaben hat der Verwaltungsrat der Spital STS AG dem Kanton alternative Übergabemodalitäten vorgeschlagen. Doch Schnegg lehnte ab – mit der Begründung, dass dann der Grosse Rat einbezogen werden müsste. Von einem Versehen kann also nicht gesprochen werden. Vielmehr erhält der Privatisierungsplan in Zweisimmen den Geschmack eines Hinterzimmerdeals. Entsprechend genau schaut mittlerweile auch die Politik hin.

In diesen Tagen berät der Grosse Rat das 100-Millionen-Rettungspaket für Berner Spitäler, die in akuter Finanznot sind. Auch aus diesem Topf hätte Medaxo Geld für die Übernahme erhalten sollen. Dass dies nun Politikerinnen und Politiker verhindern wollen, ist angesichts des Berichts der Finanzkontrolle sehr zu begrüssen. Gesundheitsdirektor Schnegg müsste jetzt die Notbremse ziehen und eine saubere Auslegeordnung machen, wie es im westlichen Oberland weitergehen soll. Dass er dies nicht längst getan hat, ist unverständlich. Auch die Tatsache, dass schnell eine Lösung gefunden werden

muss, weil das Spital am Ausbluten ist, rechtfertigt das Vorgehen nicht.

Klar ist gleichzeitig: Das Gesundheitswesen steht unter enormem Druck. Am Sonntag entscheiden die Schweizerinnen und Schweizer, mit welchem Rezept die steigenden Kosten in den Griff zu bekommen sind. Aber selbst mit einem Prämien- oder Ausgabendeckel lassen sich diese nicht automatisch bremsen. Dies gelingt nur, wenn Doppelspurigkeiten, Fehlanreize und unnötige medizinische Angebote eliminiert werden. Gefordert sind von der Spitex bis zur Spitzenmedizin alle Leistungserbringer – auch die Privatspitäler. Deshalb ist es notwendig, dass diese eingebunden werden. Insbesondere im Kanton Bern. Denn gerade in der Bundesstadt würde die Versorgung ohne Privatspitäler nicht funktionieren. Die Lindenhof-Gruppe und die Hirsländenkliniken sind für die Patientinnen und Patienten unverzichtbar geworden. Gleiches gilt in der Psychiatrie: Ohne die Privatklinik Meiringen wäre das System noch viel stärker am Anschlag, als es eh schon ist.

Dass Pierre Alain Schnegg seit seinem Amtsbeginn vor acht Jahren nicht nur auf eine bessere Zusammenarbeit zwischen den Akteuren, sondern auch auf eine Integration der Privaten setzt, ist deshalb richtig. An dieser Strategie gibt es aber auch berechtigte Kritik. Von

Rosinenpickerei ist die Rede, die Privatkliniken würden nur jene Patienten behandeln, die auch finanziell rentieren. Das trifft auf manche Unternehmen bestimmt zu.

Trotzdem ist Schnegg zugute-zuhalten, dass er immer wieder versucht, innovative und auch mal ungewöhnliche Lösungen für Probleme zu finden. Gerade in Randregionen und bei finanziell angeschlagenen Spitälern kann ein Verkauf an Private durchaus ein Ausweg sein. Im Berner Jura kam dadurch in das sonst so träge und reformunwillige Gesundheitswesen Bewegung, eine Art Versuchslabor wurde geschaffen. Vor einigen Jahren wurde die Mehrheitsbeteiligung des Kantons am Spital in Moutier an das Swiss Medical Network verkauft. Zusammen mit der Krankenkasse Visana wurde dadurch ein Netzwerk etabliert, welches in der Schweiz einzigartig ist. Ob so Kosten bei gleichbleibender Versorgungsqualität gespart werden können, muss sich erst noch zeigen. Die Privatisierung ist kein Allheilmittel. Auch im Kanton Bern steigen die Gesundheitsausgaben, und die meisten Spitäler schreiben Defizite. Aber immerhin ist es kein Tabu, mit den Privatkliniken zusammenzuarbeiten, ja ihnen sogar mehr Verantwortung zu übertragen. Minimalvoraussetzung dafür ist, dass alles transparent abläuft und die rechtlichen und demokratischen Regeln eingehalten werden. In Zweisimmen ist das nicht der Fall.

einen Täter kennt, bleiben fast alle sitzen.

Und das geht nicht auf.

Ja, zumal man aus Statistiken weiss, dass 80 Prozent der Betroffenen von sexualisierter Gewalt den Tätern schon vorher kannten. Wenn ich Betroffene kenne, müsste ich also auch Täter kennen. Und das ist das Problem: Wir haben eine Gesellschaft, die sich derart auf die Opfer fokussiert, dass sie bei den Tätern einen blinden Fleck hat. Das kreide ich den Männern am meisten an: dass sie keine Verantwortung übernehmen.

Wie sollten sie die Verantwortung übernehmen, wenn sie selber keine Gewalt ausüben?

Es gibt extrem wenige Männer, die sich mit dem Thema beschäftigen. Das merke ich bei meiner Arbeit: An öffentlichen Vorträgen rede ich primär zu Frauen. Sogar wenn es ein Abend für Eltern zur Prävention von sexualisierter Gewalt bei Kindern ist. Wieso sprechen Männer mit ihren Freunden nicht über das Thema? Wieso haben Männer das Gefühl, sexualisierte Gewalt gehe sie nichts an? Männergewalt ist ein Männerproblem. So wie People of Colour nicht Rassismus werden abschaffen können, egal, wie viel Bildungsarbeit sie leisten, werden Frauen auch sexualisierte Gewalt nicht abschaffen können.

«Wieso haben Männer das Gefühl, sexualisierte Gewalt gehe sie nichts an?»

nen. Wir können bilden und sensibilisieren, aber wir sind nicht diejenigen, die die Verantwortung über die Taten haben.

Was können denn Männer tun, die keine Täter sind?

Viel. Das fängt damit an, dass sie Kollegen bei alltäglichem Sexismus stoppen, bei frauenfeindlichen Sprüchen, bei unangemessenen Berührungen im Ausgang. Denn diese sind der Nährboden für sexualisierte Gewalt.

Sie widmen einen substanziellen Teil Ihres Buchs genau diesem Nährboden und zählen unter anderem sogenannte Vergewaltigungsmythen auf. Was sind die perfidesten?

Die stärkste Waffe der Rape Culture ist der Mythos, dass Frauen lügen. Dieser steckt tief in unserer Gesellschaft – fast automatisch stellen viele die Glaubwürdigkeit der Opfer infrage. Dabei ist es schlicht falsch, dass viele

Frauen über sexualisierte Gewalt lügen würden – wenn eine Frau jemandem eine schwere Straftat vorwirft, dann nicht, weil der Sex schlecht war, weil er sie genervt hat oder weil sie sich rächen will. Sondern weil sie eine schwere Straftat erfahren hat. Und das geht in einen weiteren Mythos über – das Victim Blaming. Dass der Fokus sofort auf den Betroffenen liegt und darauf, was sie falsch gemacht haben könnten.

Sie schreiben, dass Sie über die Jahre Hunderte Frauen begleitet haben, und alle hätten Victim Blaming erfahren. Von wem?

Von allen. Oft vom eigenen Umfeld, wenn Familie oder Freunde fragen: Bist du sicher? Oder: Warum hast du denn so viel getrunken? Gleichzeitig erlebe ich Victim Blaming immer wieder bei unwissenden Fachpersonen – unter anderem im Justizsystem. Beispielsweise hat ein Gericht in Winterthur letztes Jahr einem Täter strafmildernd zugutekommen lassen, dass sich das 14-jährige Opfer «geradezu offeriert» habe.

Was wäre denn die Lösung?

Erstens braucht es eine Politik, die Gleichstellung und geschlechtsbezogene Gewalt genug ernst nimmt. Wir werden nie weniger Gewalt haben, solange wir nicht eine gleichberechtigte Gesellschaft sind. Dann müssten wir schauen, dass in Lehrplänen eine Art Sexualpädagogik verankert ist, die diesen Namen auch verdient. Dass Sexismus und Diskriminierung in Schulen thematisiert werden. Vieles steht auch in der Istanbul-Konvention, die wir ratifiziert haben und die wir einhalten sollten. Weiterhin fehlt es aber überall an Ressourcen: in der Opferhilfe, in Frauenhäusern, bei der Strafverfolgung, bei Präventionskampagnen.

Müsste man auch intoleranter werden bei leichteren Formen sexualisierter Gewalt, etwa bei anzüglichen Sprüchen?

Unbedingt. Solange wir leichtere Formen sexualisierter Gewalt tolerieren, wird sich nichts ändern. Ich werde oft von Journalistinnen und Journalisten bei Grossanlässen wie Festivals gefragt: Was geben Sie den Frauen für einen Tipp, um sich gegen Belästigungen zu wehren? Dort fängt es an. Ich möchte gerne, dass mir die Frage gestellt wird: Was kann man machen, wenn man merkt, dass jemand belästigt wird? Was kann man machen, wenn man merkt, dass mein Kollege eine Frau bedrängt?

Und was wäre die Antwort?

Eingreifen – und den Kollegen in die Verantwortung nehmen.

Agota Lavoyer: «Jede_Frau. Über eine Gesellschaft, die sexualisierte Gewalt verharmlost und normalisiert». Yes Publishing, 2024. 288 S., rund 35 Fr. Vernissage in Bern: Dachstock, 9. Juni, 19.30 Uhr (ausverkauft). Vernissage in Zürich: Kaufleuten, 18. Juni, 20 Uhr.

Die Woche von Cic

GROSSE MEDIENEREIGNISSE

